

hält, sich den Deutschen dauernd anzubiedern und jeden Unterschied zwischen Deutschen und Juden zu vertuschen bzw. zu leugnen, oder sich zu seiner Eigenart klar und offen zu bekennen. Die Entscheidung über diese Frage kann jedem Einzelnen überlassen werden. Wegen dieses Unterschiedes der Auffassung aber Zionisten und Ostjuden zu diffamieren und sie von der Mitbestimmung in einer jüdischen Gemeinde auszuschließen — nicht etwa, weil sie zu wenig jüdisch interessiert sind, sondern gerade, weil sie sozusagen zu gute Juden sind —, ist eine Perfidie und Anmaßung, über die man sich bei Menschen von einem gewissen Kulturniveau und Anstandsgefühl nicht genug wundern kann.

Kein Einsichtiger wird bestreiten, daß die Juden den sichersten Schutz gegen Gewalt und Willkür in den demokratischen Einrichtungen zivi-

lisierter Staaten finden. Deshalb ist es von Juden **verbrecherisch dumm**, in ihrem eigenen Heim die Gesetze der Demokratie, von deren Fortbestand oft ihre Existenz und ihr Leben abhängt, zu mißachten. Es ist aber auch **unanständig**, die Beobachtung von Grundsätzen abzulehnen, die man für sich selbst in Anspruch nimmt.

Wer nicht gewillt ist, dem andern das Recht auf eine eigene Meinung zuzugestehen, zerstört die Grundlage friedlichen Zusammenlebens der Menschen. Die äußerst subjektive Auffassung der 17, daß ihre Ansicht in Gemeindefragen die einzig richtige sei, und daher der Mehrheit mit Gewalt aufgezwungen werden müßte, ist von solch entwerfender **Primitivität**, daß man sich wundern muß, wie sich **gebildete** Menschen zu ihr bekennen können. Dr. Jehuda Adler.

den von etlichen Hunderttausenden sei entstanden, der nun von der Gemeinde getragen werden müsse.

Dr. Schornstein wies auch darauf hin, daß nach der Gewährung des allgemein gleichen Wahlrechts in Dresden all die Befürchtungen, die früher daran geknüpft wurden und die auch hier geltend gemacht werden, sich als haltlos erwiesen hätten. Wohl aber sei seitdem die Verwaltung gereinigt und gefestigt worden und neues Leben sei in die Dresdner Gemeinde eingezogen.

Es schloß sich eine lebhaft Aussprache an die Reden an. Besonders bezeichnend für die Stimmung der Jugend war ein aus der Versammlung heraus im Namen einer großen Anzahl von Jugendlichen gemachter Vorschlag, geschlossen aus der Gemeinde auszutreten.

In ihren Schlußreden wandten sich die Herren Dr. Lehrfreund, Dr. Sichel und Dr. Schornstein gegen die Austrittsbewegung und appellierten zur Einigung im Kampfe gegen das Wahlrecht innerhalb der Gemeinde.

Die eindrucksvolle Kundgebung fand gegen 2 Uhr ihr Ende.

## Volkspartei gegen Wahlrecht

Anlässlich der Tagung der Jüdischen Volkspartei Sachsens fand am vergangenen Sonntag im Saale des Jüdischen Jugendheimes eine öffentliche Versammlung statt. Dr. Lehrfreund eröffnete mit dem Hinweis auf die überaus gefährliche Lage der Gemeinden. Die Einnahmen gehen katastrophal zurück, so daß selbst lebenswichtigste Institutionen nicht aufrechterhalten werden können. Das Budget sinke rapid von Jahr zu Jahr und es ist nicht abzusehen, ob trotz aller Einschränkungen das Gemeindebudget ausgeglichen werden kann. Das Schlimme ist, daß die Schrumpfung der Gemeindetätigkeit in eine Zeit falle, da sich die Notwendigkeit ergebe, sie nach allen Seiten noch auszudehnen, was die Redner noch näher darlegten. Den gesteigerten Aufgaben könne die Gemeinde nur gerecht werden, wenn sie sich auf die Opferfreudigkeit aller ihrer Mitglieder stützen könne. Die Zeit sei vorbei, wo einzelne Mitglieder die Gemeinde aushalten könnten.

Dann nahm der Vorsitzende der Ortsgruppe Chemnitz, Dr. Adler, das Wort. Dieser umriß den gigantischen Kampf, den das Chemnitzer Judentum gegen die liberale Vergewaltigung führt und zählte die einzelnen Phasen dieses Ringens auf. Er kündigte an, daß man in Chemnitz noch zu schärferen Mitteln greifen werde, wenn dort die Machthaber nicht bald ein Einsehen haben und das von ihrem Vorsitzenden gegebene, aber gebrochene Versprechen einlösen würden.

In temperamentvoller Rede setzte sich dann Dr. Sichel (Chemnitz) mit den Liberalen auseinander, die gegen Moral und Recht lediglich ihren Machtstandpunkt hervorkehren. Mit scharfen Worten geißelte er diejenigen, die nach außen Gleichberechtigung verlangen, nach innen aber ihre eigenen Brüder knechten. Die Schande, daß Juden unterdrücken, sei in der 2000-jährigen Leidensgeschichte der Juden noch nicht vorgekommen. Mit starken Worten appellierte dann

Dr. Sichel an die Versammlung, den Kampf in der scharfen Form auch hier in Leipzig weiterzuführen, mit der in Chemnitz begonnen worden sei; denn auch in Leipzig seien die Verhältnisse nicht viel besser als in Chemnitz.

Dr. Lehrfreund und Dubiner berichteten dann über die Verhandlungen mit den Leipziger Liberalen. Diese hätten zu keinem konkreten Resultat geführt, da die Liberalen wohl einige Sitze abgeben wollten, ohne jedoch ihre Majorität zu gefährden und, daß sie sich bis jetzt geweigert hätten, auch nur die aufreizendsten Härten des hiesigen Wahlrechts zu beseitigen.

Herr Oberrabbiner Dr. Schornstein legte dann an Hand der Dresdner Verhältnisse dar, wie notwendig es sei, daß die Gemeindeverwaltung nicht in der Hand eines kleinen Kreises liege, sondern daß die Masse der Gemeindeglieder Einblick in die Möglichkeit einer Kritik haben müsse. Nur dadurch, daß in Dresden einige Logenbrüder die ganze Verwaltung geführt und sich schließlich auf einen verlassen hätten, haben jahrelang die schwersten Mißstände geherrscht und ein Scha-

## F. G. Mylius

Thomasgasse 2 (Bismarckhaus)  
Gegr. 1858, Telef. 63659, 68110

Die Privatdrucksache  
der guten Gesellschaft  
Das neuzeitliche Schreibgerät  
Das Briefpapier von Geschmack

rinnen haben will," jammerte ich. Es war nicht so. Die Härte der Strafe wie die ganze Prozedur mit dem Polster und dann die Scham. Es war ein drastisches Mittel, aber von wunderbarer Wirkung. Das Kind hatte eingesehen, daß es gegen den Vater nichts ausrichten würde und da es leicht lernte, wurde sie bald eine glänzende Schülerin, ja sie wurde sogar später stolz darauf, eine Lateinschülerin zu sein, eine Ausnahme von den anderen. Die beiden Schwestern machten ihre Prüfungen mit sehr gutem Erfolge und als sie die Matura mit Auszeichnung bestanden, war das eine Sensation ohnegleichen. Karl Emil Franzos war nicht wenig stolz auf diesen Erfolg. Es war wie bei Goethes Friederike, „ein Strahl der Unsterblichkeit fiel auch auf ihn“. Er hatte zwar das nicht nötig, denn er war schon damals ein berühmter und vielgelesener Schriftsteller, aber es machte ihn dennoch stolz und er verherrlichte die beiden Schwestern unter dem Titel: „Die lateinischen Mädchen“. Und wer beschreibt das Glück und die Freude von Sinai Welt! Die erste Etappe war erreicht und glänzend erreicht! Nun galt es, das Ziel weiter zu verfolgen; das war nicht so leicht, denn es hing nicht mehr von ihm allein ab. In Czernowitz war keine Möglichkeit dazu. Er entschloß sich, mit seiner Familie nach Wien zu übersiedeln, obgleich auch dort das Hochschulstudium nicht erlaubt war, konnte man doch als außerordentliche Hörerin der Medizin sich inskribieren, Vorlesungen hören und im anatomischen Institut arbeiten. Rosa war sofort dabei. Leonora hatte unüberwindlichen Ekel vor dem Sezieren. Sie rückte immer weitab von Rosa, wenn sie zu Tische gingen und behauptete, sie stinke nach Leichengeruch. Sie wollte Philosophie studieren, Literatur, Geschichte. In Wien ging es nicht. Sie wandte sich zurück nach Czernowitz, wo es ihr gestattet war, auch als außerordentliche Hörerin

sich zu inskribieren. Sie arbeitete ungemein fleißig und ihre Seminararbeiten waren oft prämiert. Die Professoren bewunderten ihre Leistungen und machten selbst ein Gesuch an das Unterrichtsministerium, mit dem Hinweis auf ihre außerordentlichen, fast ungewöhnlichen Arbeiten, ihr als ordentliche Hörerin die Aufnahme zu gestatten. Das Gesuch wurde abschlägig beschieden. Rosa war indes nach Zürich gegangen, um dort die medizinischen Studien fortzusetzen. Es blieb Leonora auch nichts anderes übrig, als sich der Medizin zuzuwenden. Sinai Welt kämpfte indes einen schweren Existenzkampf in Wien. Die Familie hier, die Kinder dort zu erhalten, war eine Unmöglichkeit. Jedes halbe Jahr wurden sie delogiert und sehr oft ging man ohne Nachtmahl zu Bette. Ein Neffe von mir, der bei der Familie wohnte, konnte nicht genug die Not schildern, die dort herrschte. Aber Sinai Welt ließ nicht locker von dem Plane, daß seine Töchter ihm Söhne ersetzen müssen. Und die Töchter machten ihm Ehre. Mit der unverbrauchten Kraft der Jugend verfolgten sie das Ziel, das ihr Vater ihnen gesteckt hatte, obgleich sie unter Entbehrungen studieren mußten. Sie erlangten Weltruf die Kinder von Sinai Welt. Vor allem bewunderte man, daß alle Schwestern studierten und alle mit dem gleichen Eifer, als wäre der Geist des Vaters in sie gefahren. Rosa, die als erste fertig war, ging nach Amerika, dort ihr Glück zu versuchen und sie fand es. Das bildhübsche Mädchen war nicht nur als Ärztin gesucht, sondern auch viel umschwärmt. Sie reichte einem Herrn Strauß, einem enorm reichen Manne die Hand, gab die Privatpraxis auf und wurde Assistentin auf der Klinik. Später habilitierte sie sich als Dozentin an der Universität in New York. Kaum hatte sie festen Fuß gefaßt in Amerika, gleich in der ersten Zeit ihres Dortseins, sorgte sie ausreichend für ihre Familie und ihr Wunsch ging dahin, ihre

greisen Eltern zu sich kommen zu lassen. Sie schickte Schiffskarten, doch Sinai Welt hatte sich für seine Idee zu Tode gerackert und als die Erfüllung kam, fand sie nur mehr einen Totenkandidaten. Bevor er sich einschiffen sollte, starb er an der Schwindsucht. Schon als er sehr schwer krank war, huschte ein glückliches Lächeln über sein abgezeichnetes Gesicht und er sagte mit schwacher Stimme: „Ich habe doch recht behalten. Meine Töchter, die Herren Doktoren, haben mir Söhne ersetzt.“ Er sagte immer, meine Töchter, die Herren Doktoren, Frau Welt schiffte sich später mit ihrer inzwischen fertig gewordenen dritten Tochter, der goldblonden Sali, nach Amerika ein. Leonora, die zweite Tochter, blieb in Zürich als Augenärztin, wo sie vielbeschäftigt und geachtet war. Sie folgte später einem Ruf nach Jerusalem, wo sie als Leiterin eines großen Krankenhauses wirkte. Vor mehreren Jahren kam sie hochbetagt mit schneeweißem Haar zu einem Kongreß der Augenärzte nach Wien. Trotz des hohen Alters scheute sie nicht die Beschwerden der Reise. Ich erfuhr erst nachträglich von ihrem Hiersein und konnte es nicht genug bedauern, sie nicht gesehen zu haben. Ob wir einander nach sechzig Jahren erkannt hätten, gewiß nicht. Aber die Erinnerung an diese gemeinsam erlebte Jugendzeit wäre sicher eine freudige gewesen. Von der jüngsten, Ida, weiß ich nicht viel. Sie soll auch studiert haben. Was, wo, wie, davon hab ich keine Ahnung. Aber drei Doktoren der Medizin, Töchter von Sinai Welt, trauerten an der Bahre ihres Vaters. Es hatte sich die Idee des kleinen Mannes aus dem kleinen Städtchen Sadagora glänzend bewährt. Was damals als Verücktheit, als Utopie bezeichnet und mit so viel Schwierigkeiten verbunden war, heute ist es Selbstverständlichkeit, Allgemeingut.

Fanny Schwarz.